

Archivkörper

Eine moderne Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des historischen Sinns

Oktober 2010

von Mario Wimmer

Im Archiv kann man mit Geschichte in Berührung kommen. Dort verkörpern sich jene Geschichten, die von Historikern und Archivaren auf unterschiedliche Weise gebraucht werden. „Archivkörper“ ist eine Kulturgeschichte historischen Denkens der modernen Gesellschaft.

Die Studie besteht aus drei Teilen, die man knapp miteinander in Beziehung setzen kann: Erstens die Entstehung eines Papierorganismus in der Praxis deutscher, aktenbasierter Verwaltung und seine Beschreibung als „Archivkörper“ durch deutsche und österreichische Archivare. Im zweiten Teil geht es um den abweichenden und wenn man so möchte perversen Gebrauch dieser „Archivkörper“. Durch die Archivaliendiebstähle des Historikers und Privatgelehrten Karl Hauck über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg und die Entdeckung der Diebstähle durch den Staatsarchivrat Heinrich O. Meisner, wird deutlich, wie prekär die Konstitution dieser „Archivkörper“ ist. Als nach Haucks Verhaftung sich auch noch herausstellte, dass er Teile dieses Körpers aufgrund einer seltsamen nekrophilen Neigung fetischisierte, wurde diese Episode der Archivgeschichte zu einem handfesten Skandal und einem aufsehenerregenden Ereignis in der Medienöffentlichkeit der Zwischenkriegszeit. Im dritten Teil analysiere ich die unbewussten Voraussetzungen, die diese Leidenschaft antrieben und komme dabei zu dem Schluss, dass sie mehr mit dem Denken von Archivaren und der Vorstellungskraft von Historikern zu tun hat als man im ersten Moment annehmen konnte. Schließlich ziehe ich die Konsequenzen aus diesen Überlegungen und reflektiere anstatt eines Resümees über die eigene Forschungspraxis, indem ich zeige, dass sich die Überlieferung der Geschichte

von Karl Hauck der Archivpolitik der Nationalsozialisten verdankt, die sie als Dokument des perversen Charakters der Weimarer Republik bewahrt wissen wollten. Grund genug, abschließend darüber nachzudenken, wie man in so einer Situation als Historiker einen angemessenen Umgang finden kann ohne unfreiwillig den Blick der Nazis auf die Weimarer Kultur zu übernehmen.

Zunächst will ich die zentrale These der Studie zusammenfassen, ehe ich die damit in Verbindung stehenden methodischen Überlegungen andeute, um abschließend kurz auf mein Erkenntnisinteresse und meine Auffassung von Geschichtswissenschaft zu sprechen zu kommen.

Auf die Formulierung „Archivkörper“ bin ich in den Debatten über eine gemeinsame deutsche „Archivberufssprache“ des *Vereins deutscher Archivare* während der 1920er und 1930er-Jahre gestoßen. Hier, wie auch in den weiteren Teilen der Studie, ist einer der zentralen Protagonisten der Verwaltungshistoriker und preußische Archivrat Heinrich Otto Meisner¹. Die Wendung „Archivkörper“ war dem Forschungsprozess also nicht vorausgesetzt, keine Annahme, der ich von Beginn an folgte, sondern ich habe ihn im Zug der Recherchen gewonnen und zum zentralen Bezugspunkt gemacht. Dabei handelt es sich zugleich um den Versuch, einem der zentralen Probleme der Archivgeschichte, der Definition eines Archivbegriffs, empirisch beizukommen. In diesem Sinn äußerte sich auch der bekannte Kulturhistoriker Peter Burke und betonte, wie wichtig die Erforschung der „*archive culture*“ für die Historikerzunft sei – auch wenn mancher Archivar und manche Historikerin heute meint, es handle sich dabei um die Neuerfindung des Rads, oder mit anderen Worten um nichts anderes als Quellenkritik in einem weiteren Sinn. Was aber sollte wichtiger für den Historiker sein, als sein Handwerk zu erproben und die Werkzeuge den Erfordernissen der Gegenwart anzupassen? Damit soll auch noch einmal betont werden, dass nicht alle Methoden und Theorien in die

Geschichtswissenschaft importiert werden müssen, sondern dass die Arbeit an einer eigenständigen Methodik wichtig und möglich ist.

Meine Absicht und zugleich meine zentrale Vorannahme bei der Untersuchung der Debatten² um eine Archivberufssprache war, dass sich darin wesentliche Kennzeichen des Denkens deutscher Archivare artikulierten. Dies nicht zuletzt, weil der Unterricht in Archivterminologie eine der ersten Veranstaltungen bei der Ausbildung an der Archivschule Marburg ist und bis heute maßgeblich zum Selbstverständnis deutscher Archivare beiträgt. An diesen Umstand wurde ich ganz zu Beginn meiner Forschungen, durch einen überaus engagierten Diskussionsbeitrag eines Staatsarchivars im Bielefelder Freitagsskolloquium hingewiesen. Sein Ärger half mir zum einen zu verstehen wie ernst es den Archivaren mit der Genauigkeit und Rationalität ihrer Sprache war; biographisch gesprochen verstand ich, was ich unter teutonischem Diskussionsstil zu verstehen hatte.

Es blieb der Verdacht, in den Debatten um eine Archivberufssprache würden sich entscheidende Charakteristika des Denkens und der Arbeitsweise deutscher Archivare artikulieren. Diese These wurde von einem ungewöhnlichen Archivfund bestätigt. Im Nachlass Meisners fand ich die Antworten auf eine Rundfrage an alle deutschen Staatsarchive, in der eine lange Liste von Begriffen aufgereiht war und aus der Praxis der Archivare in den Archiven vor Ort beschrieben werden sollte. Begriff ist in diesem Zusammenhang mit Vorsicht zu verwenden. Es handelt sich bei der Liste von Ausdrücken, die zur Erläuterung standen, um – wenn überhaupt – so genannte „konkrete Begriffe“, also nicht um Begriffe in einem strengen philosophischen Verständnis. Sie standen nicht in einem systematisch geordneten semantischen Zusammenhang, sondern dokumentierten den durch historisch kontingente Bedingungen und Praktiken bestimmten Sprachgebrauch in deutschen Archiven.

Für mein Interesse am praktischen Denken erschien mir dieser Quellenfund überaus aufschlussreich. In meiner Interpretation habe mich auf

eine Tradition der historischen Epistemologie berufen und von der Analyse eines „eines vorbegrifflichen Feldes“ („*le champ préconceptuel*“, Michel Foucault) gesprochen. In diesem vorbegrifflichen Feld entstand und formierte sich jener „Archivkörper“, von dem im Titel die Rede ist und dessen Entstehung und Formierung ich nachzuzeichnen versuche ehe wir beobachten können, wie er aus dem Sprachgebrauch der Archivare wieder verschwand ohne dass sich alle damit in Zusammenhang stehenden Gedankengänge verloren.

Es war eines der Spezifika der Debatte um eine deutsche Archivberufssprache, dass sie ihren Wortgebrauch an eine historisch entstandene, lokale Praxis anschlussfähig zu halten versuchte. Da die Ordnung der Archive seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert den Gesetzen der Geschichte zu gehorchen begonnen hatte, war es unmöglich, eine systematische Standardsprache zu verwenden, um die konkreten Archivordnungen vor Ort zu beschreiben. Dabei blieb, wie der Direktor des Geheimen Staatsarchivs kürzlich bemerkte, stets ein geschichtlicher – oder in seinen Worten – ein „irrationaler Rest“. Dadurch ergab sich ein „pittoresker Überschuss“ (Gaston Bachelard) im Begriffsgebrauch der Archivare, der sich meines Erachtens besonders gut mit den methodischen Mitteln der Metaphorologie beschreiben lässt. Diese Vorgehensweise erlaubt es, zum einen den Anteil historischer Einbildungskraft in der Archivberufssprache zu historisieren und zum anderen auch die sprachliche Präzision und die gemeinschaftliche Verwendung einer archivarischen Standardsprache nicht einfach als deren rationales Gegenteil zu fassen. Denn es ist mehr als eine Binsenweisheit, dass die Moderne ambivalenten Charakter hat.

Diesen Doppelcharakter der Debatten um eine Archivberufssprache und der frühen archivarischen Terminologie selbst versuchte ich als „kalte Sprache des Lebendigen“ in einer Formulierung zu fassen, die sowohl die bürokratische Rationalität als auch die darin eingebettete historische Einbildungskraft beschreibt. Diese Metaphorik verstehe ich – im Sinn von Ernst Bloch – als

kennzeichnende „Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit“ im Deutschland vor dem Nationalsozialismus und setze sie in Bezug zu Jan Assmanns und Claude Lévi-Strauss' Modell von kalten und warmen Formen der Erinnerung in der Geschichtskultur moderner Gesellschaften.

In meiner Analyse komme ich zu dem Schluss, dass es sich bei der Vorstellung eines „Archivkörpers“ um so etwas wie die „absolute Metapher“ (Hans Blumenberg) im Denken deutscher und österreichischer Archivare handelte, also dem zentralen Bild, das auch andere Aspekte des Denkens berührte und strukturierte. Ich gehe davon aus, dass sich in dieser Vorstellung vom „Archivkörper“ der Denkstil der Archivwissenschaft buchstäblich verkörperte. In meiner Analyse des Denkens deutscher Archivare verfolge ich daher die Entstehung dieses Konzepts von den Anfängen zu Beginn des 19. Jahrhunderts und der Rekurrenz darauf an dessen Ende, als sich rund um die Einführung des Provenienzprinzips und aufgrund der Sorge um die Qualität und Dauerhaftigkeit der Beschreibstoffe in der Verwaltung eine Vorstellung zu formieren begann, die in den Zwanziger Jahren als „Archivkörper“ auf den Begriff gebracht wurde. Dabei verstehe ich den „Archivkörper“ mit den deutschen Archivaren, aber über deren disziplininterne Debatten hinaus als ein Geflecht aus Ideen und Materialien, Praktiken des Redens und Tuns, der kalten Rationalität und eines lebendigen Geschichtsdenkens.

Archive als Institutionen der Moderne

Diese „Archivkörper“ können auch als Realisierung eines historischen Sinns interpretiert werden, der seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als anthropologisches Charakteristikum der modernen europäischen Gesellschaften Gültigkeit erlangte. Diese Auffassung von Geschichte als „Archivkörper“ lässt sich in gewisse Nähe zu den Überlegungen zu einer „symmetrischen Anthropologie“ rücken, wie sie der französische Wissenschaftssoziologe Bruno Latour in seinem Essay *Wir sind nie modern gewesen* vorschlug; ein Zugang, dem sich eine Spielart

der historischen Anthropologie anschloss. Das Archiv ist in meinem Verständnis ein Ort, der uns Aufschlüsse über einige Merkmale westlicher Kultur erlaubt. Es ist ein Ort der Geschichte. Als solches bildet es eine Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Als solches ist es weder ein einfacher Spiegel der Gesellschaft noch ein utopischer Ort, wie mitunter vorgeschlagen wurde, sondern meines Erachtens lässt es sich als Heterotopie (Michel Foucault) beschreiben. Dabei handelt es sich um einen Ort „außerhalb aller Orte“ der Gesellschaft, anders als Utopien aber sind sie real und konkret. Betreibt man Geschichtsschreibung auf konsequente Weise bis an die Grenzen von Kultur, lässt sich aus den konkreten, historischen Situationen heraus, an den „wirklichen Plätze(n) innerhalb der Kultur“ zeigen, was üblicherweise nur theoretischen Zugängen zugesprochen wird. In diesem Zusammenhang hat der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger einmal davon gesprochen, dass wir dem Konkreten ebensoviel Aufmerksamkeit zukommen lassen sollten, wie das über Jahrzehnte für die Beschreibung „entkörperter Ideen“ der Fall war. Was für die Wissenschaftsgeschichte der Naturwissenschaften gilt, hat für die Historiographiegeschichte nicht weniger Gültigkeit. Und so ist es gewiss richtig, wenn wir noch einmal einer Forderung Peter Burkes Gehör schenken, die er als Desiderat der Archivgeschichte formulierte:

„I dream of an archaeology of archives as well as of libraries. I mean by this an ‘archaeology’ in a literal or quasi-literal sense (without excavations) as well as in the Foucaultian sense. One might begin with the documents themselves, the parchment and paper, the ink, the seals.“

Aus diesen Überlegungen erklärt sich der vielleicht überraschende Auftakt der Arbeit, in dem ich diese Forderungen aufgreife und andeute, in welcher Weise sich von der Materialität eines „Archivkörpers“ sprechen ließe. So etwa in der Sorge um seine Vergänglichkeit und seine materielle Beständigkeit, was man umgekehrt als Indiz dafür lesen mag, dass sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts

ein historisches Bewusstsein breit gemacht hatte, das einer „Obsession“, wie es Michel Foucault nannte, zum Verwechseln ähnlich war.

Die Geschichte von Karl Hauck

Die Wirkungen dieser Obsession für Geschichte Anfang des 20. Jahrhunderts bilden den Mittel- und Hauptteil meiner Studie, die ich der merkwürdigen Geschichte des Historikers und Archivaliendiebs Karl Hauck gewidmet habe. Dieser Vorfall, seine Entdeckung durch Meisner, die Beweisführung der Polizei und der Archivare gegen Hauck und schließlich dessen Geständnisse erlauben unerwartete, teils überraschende Einblicke in den Gebrauch des eingangs beschriebenen Archivkörpers und seiner Fetischisierung.

Erneut versuche ich die rund 150 Seiten in ihren wichtigsten Thesen wiederzugeben. Zunächst gehe ich davon aus, dass es sich bei Hauck um einen außergewöhnlichen Normalfall handelt. Dabei handelt es sich um ein Modell für die Repräsentativität solcher Fälle, das in der Mikrogeschichte inzwischen häufig diskutiert und allgemein anerkannt ist. Es geht darum, was an dem Extremfall gewöhnlich ist und wie das gerade noch Vorstellbare und das Undenkbare beschrieben werden kann, ohne dass es darin aufgeht, aber doch an die Grenzen einer Gesellschaft oder eines gesellschaftlichen Feldes führt. Im Fall von Karl Hauck geht es zum einen um die Herausforderung des Provenienzprinzips als oberstem Ordnungsmuster der Archive (in Preußen allgemein seit 1881 eingeführt) durch die lange unentdeckte Entwendung von Einzelstücken. Es geht aber auch um eines der wichtigen Probleme der Geschichtsschreibung und der historischen Repräsentation, nämlich das Verhältnis von Teil und Ganzem, wenn Hauck in seiner perversen Leidenschaft die alten Handschriften fetischisierte. Mit dem Zeitgenossen und Freund Haucks, dem Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld, kann man von der Abart einer grassierenden „Sammelwut“ in der Zeit um 1900 sprechen. Das reicht analytisch jedoch nicht weit genug. Mit einem bislang wenig beachteten Begriff Bruno Latours will ich von „*factishe*“ sprechen,

einem Kompositum aus Fakt und Fetisch, mit dem Latour das Objektverhältnis der modernen Wissenschaft beschrieben hat. Die Überlegung dabei ist, dass die Herstellung wissenschaftlicher Fakten in der Regel die Fetischisierung ihrer Objekte zur Folge hat.

Meine These – und das zeige ich im dritten Teil der Arbeit – ist daher, dass Haucks Leidenschaft lediglich eine Perversion gängiger geschichts- und archivwissenschaftlicher Praktiken darstellt. Er macht anderen Gebrauch davon, bezieht sich aber auf das gleiche Regelsystem wie andere Historiker und Archivare und so lassen sich die Gemeinsamkeiten im Denken zwischen Hauck und seinen Historikerkollegen wie auch mit seinen erbitterten Gegnern, den Archivaren zeigen. Sein Fetischismus, das habe ich im Freitagskolloquium schon einmal vorgetragen und möchte ich nur in Erinnerung rufen, hat zwei Ausprägungen: Einmal folgt er einer *historiographischen* Obsession dabei nimmt er die Handschrift der Abwesenden Person für die Person selbst und löst sein Phantasma narrativ ein; das andere Mal fetischisiert er das Bild der Handschrift, ihre äußere Form, mit anderen Worten handelt es sich sozusagen um ein *paläographisches* Phantasma.

Das Unbewusste der Archive

Wenn ich schließlich versucht habe, einer Bemerkung Meisners zu folgen, um das Unbewusste der Archive zu beschreiben, so ist dies der Versuch, das bis dahin gesagte zusammenzuführen und die Lehren aus Haucks Geschichte und seiner Fetischisierung des Archivkörpers zu ziehen. Die wenigen Sätze scheinen mir so zentral, dass ich sie über ein ganzes Kapitel zu interpretiert und so möchte ich sie auch hier noch einmal wiedergeben, ehe ich damit zum Schluss komme.

„Wir Archivare freilich können uns demgegenüber eines stillen Lächelns nicht erwehren; denn zu oft schon erlebten wir bei solchen, denen der Archivbegriff ein Buch mit sieben Siegeln war, die Überraschung und Bekehrung, wenn sie sich die Mühe machten, dieses Buch aufzuschlagen. Schieden sie von uns, dann *dachten sie unbewußt* mit Leopold von Ranke:

„Es sind zwar nur alte Akten und verstaubte Papiere, aber es steckt das Residuum des lebendigen Lebens darin.“

Dieses unbewusste Denken mit Leopold von Ranke halte ich für eine Schlüsselpassage zum Denkstil deutscher Historiker-Archivare. Ich folge in meiner Deutung dieser Zeilen Leopold von Ranke ins Archiv und zeige – in der Schuld von Bonnie Smith' *The Gender of History* –, wie in den Briefen seiner Archivreisen die Arbeit des Historikers sexuell kodiert und die Objekte seiner Studien fetischisiert werden. Ich zeige darüber hinaus auch, wie in seinen historiographischen Schriften das Problem der Repräsentation von Geschichte zwischen Anwesenheit und Abwesenheit als Verhältnis von Leben und Tod erweist.

Diese Einsicht wiederholt sich, wenn man sich einer anderen Gründungsfiguren der Geschichtswissenschaft, Jules Michelet, zuwendet. Dann erweist sich das Grinsen Meisners als Spiegelung von Michelets Lächeln, der in der Einleitung zu seiner *Geschichte Frankreichs* den milden Blick des Historikers auf die Gegenstände der Vergangenheit beschrieb. Ich zitiere in meiner Übersetzung:

„Es ist Liebe, aber es ist ein Lächeln. Es ist dieses liebevolle Lächeln, das etwas hervorbringt. Wenn dieses Lächeln überwunden wird, wenn die Ironie Platz greift, die harsche Kritik und die pure Logik, dann erkaltet das Leben, entzieht sich, und kollabiert, und nichts mehr kann produziert werden. ... Aus dem eisigen Nichts kann nur nichts hervorgehen.“

Dieses Ineinanderspielen von kalter Rationalität und lebendiger Geschichte hatte ich eingangs erwähnt und sie in der Formel von einer kalten Sprache des Lebendigen zusammengefasst. In dieser Spannung zwischen Leben und Tod liegt auch die nekrophile Leidenschaft Haucks begründet. Einmal mehr ist Michelet der Gewährsmann für die Entstehung eines historischen Sinns zwischen Leben und Tod. Roland Barthes und Jacques Ranciere – um nur die beiden prominentesten Beispiele zu nennen – haben in ihren Studien zu Michelet

auf die Bedeutung des Todes für sein historiographisches Werk hingewiesen. Ranciere sprach von einer nekrophilen Kraft, die seine Arbeit als Historiker antrieb und man kann Haucks Obsession in genau diese Linie einordnen.

Ich schließe mit einer kurzen methodologischen Bemerkung. Zu meiner eigenen Überraschung habe ich im Lauf meiner Arbeit eine wichtige Lektion von Ranke gelernt nämlich: Was dem Philosophen der Begriff ist, sei dem Historiker die Person. Als solche Begriffsfiguren verstehe ich die beiden Protagonisten meiner Arbeit, Karl Hauck und Heinrich Otto Meisner. Sie stehen für zwei verschiedene Aspekte historischen Denkens, wenn man es in einfache Begriffe überführen soll, für Rationalität und Irrationalität. Wenn durch meine unbestreitbare Faszination für die Figur Karl Haucks der Eindruck entstanden sein mag, dass ich mich näher an seiner Weise Geschichte zu betreiben, positioniere, so muss ich das korrigieren. Selbstverständlich kann kein Zweifel daran bestehen, dass Geschichtsschreibung nur mit wissenschaftlichen Mitteln betrieben werden kann. Aber ebenso deutlich muss es geworden sein, dass dieses Denken nie von der Wirkung historischer Einbildungskraft befreit werden kann.

¹ Meisner studierte Geschichte, Germanistik, Staats- und Verwaltungsrecht an der Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin, wo er 1913 zum Dr. phil. Promoviert wurde. Im August 1913 erhielt er eine Stelle als Archivvolontär am Staatsarchiv Stettin, von der er im April 1914 an das Preußische Geheime Staatsarchiv wechselte. 1921 wurde ihm der Titel Staatsarchivar verliehen, ab 1922 war er Dozent für Archivkunde, Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte am Institut für Archivwissenschaft in Berlin-Dahlem. Ab 1923 war Meisner für das Brandenburgisch-Preußische Hausarchiv Charlottenburg zuständig, dessen Leiter er 1925 wurde. 1928 kehrte er ans Geheime Staatsarchiv zurück, um umgehend nach Moskau und Leningrad zum Studium des sowjetischen Archivwesens entsandt zu werden. Nach seiner Rückkehr involvierte er sich zusehends in die erst konservativ-revisionistische, später nationalsozialistische Archivpolitik im Umfeld von Albert Brackmann. 1935 wurde er Oberarchivrat im neuen Reichsarchiv in Potsdam.

Nach Kriegsende blieb er aufgrund seiner Nazi-Vergangenheit isoliert, war zwar bei der Archivverwaltung in Potsdam tätig und wurde 1948 Justitiar des Landtages des

Landes Brandenburg, aber erst 1950 wurde er Dozent am Institut für Archivwissenschaft in Potsdam, 1953 Professor an der Humboldt-Universität. Seit 1961 war er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Meisners Biographie ist nach wie vor nicht erforscht und auch in der vorliegenden Arbeit werden nur Elemente seiner intellektuellen Biographie analysiert. Bisher vgl. zu seinem Leben und Werk: Helmut Lötze, Heinrich Otto Meisner [Nachruf] in: *Archivmitteilungen*, 27, 1977, S. 37; Wolfgang Leesch, Heinrich Otto Meisner [Nachruf] in: *Der Archivar*, 30, 1977, Sp. 469–474; ders., Heinrich Otto Meisner, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 16, Berlin 1990, S. 689; Botho Brachmann, Zum 100. Geburtstag von Heinrich Otto Meisner, in: *Archivmitteilungen* 40, 1990, S. 41; sowie die Seminararbeit von Ute Essegern, *Heinrich Otto Meisner. Sein Leben Werk und Nachlass*, HU Berlin 1994, die beim Nachlass Meisners in der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zugänglich ist.

² Die Quellengrundlage für meine Arbeit, sofern es sich vor allem im ersten Teil um die konkrete Begriffsgeschichte des „Archivkörpers“ handelt, bildete eine gründliche Durchsicht der *Archivalischen Zeitschrift*, der *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*, der *Mitteilungen des Gesamtvereins für Geschichts- und Alterthumsvereine* und der rund zehn wichtigsten Handbücher der Archivwissenschaft bzw. Archivkunde sowie des umfangreichen Nachlasses des wichtigsten Protagonisten der Debatte, Meisner im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.